

Ashvin Gatha, 1941 im indischen Staat Gujarat geboren, lebt heute in Blonay VD. Das Musée Suisse de l'Appareil Photographique in Vevey widmete dem international bekannten Photographen im Frühjahr eine vielbeachtete Ausstellung. Ines Anselmi hat sich bei dieser Gelegenheit mit dem indischen Künstler unterhalten.

Poetische Sicht der Welt.

IA: Man bezeichnet Sie häufig als einen Maler, der sich mit der Kamera ausdrückt. Welche Bedeutung haben Farben für Sie?

AG: Für mich sind Farben eine Lebenshaltung. In der orientalischen Gesellschaft werden Farben viel weniger bewusst eingesetzt als in der westlichen Welt, wo man sogar Blumengärten sehr rational in bestimmten Farben gestaltet. Fragen Sie dagegen zum Beispiel in Indien jemanden, weshalb er oder sie zu gelben Wänden eine rote Türe verwendet, wird man Ihnen ganz einfach antworten: «Weil es mir gefällt.» In Europa lernt man auf der Grafikschule, dass sich Komplementärfarben wie Rot und Grün gut ergänzen. Hier lässt man sich – etwa in der Mode – auch oft Farben diktieren. Das erstaunt mich gerade in einer Gesellschaft, die sich sonst so betont individualistisch gibt. Das Verhältnis zur Farbe ändert sich je nach Umgebung: In der eintönigen Wüste sind die – seltenen –

Blumen meist von leuchtender Farbe. Ebenso verhält es sich mit der Kleidung der Menschen, die in der Wüste leben. In der tropischen Vegetation, wo Grün dominiert, haben Blumen im allgemeinen weisse Blüten. Auch die in den Tropen lebenden Menschen tragen gerne Weiss, um sich von der Umgebung besser abzuheben.

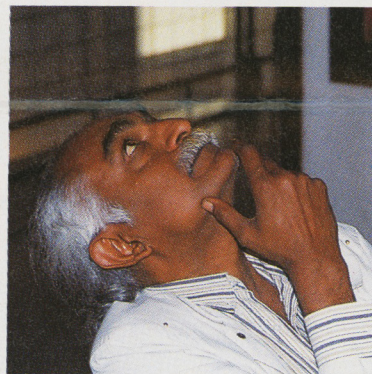
In meiner Ausstellung hängt das Bild des alten Mannes, der in der Sahara am Boden sitzt und Tee zubereitet. Lächelnd erklärt er mir die Bedeutung seiner grünen Teekanne: «Wir tragen unser Grün immer mit uns, weil wir um uns herum kein Grün sehen.»

Ihre Bilder offenbaren eine poetische Sicht der Welt, nicht ihre Schattenseiten. Warum?

Wieviel Betrüblisches sehen Sie im Laufe eines Tages? Und wieviel Schönes? Ob Sie nun 24 Stunden oder ein ganzes Leben nehmen: das Positive überwiegt. Hätten wir dauernd nur Unerfreuliches vor Augen, könnten wir nicht überleben.

Was denken Sie als Inder über die Art und Weise, wie die sogenannte Dritte Welt in unseren Medien dargestellt wird?

Ich lebe seit ungefähr sechzehn Jahren in der westlichen Welt. Als Photojournalist nehme ich sehr wohl beide Seiten wahr. Ich könnte genauso gut eine Story über die Bettler New Yorks, die «box people» in London oder die Drogenszene in

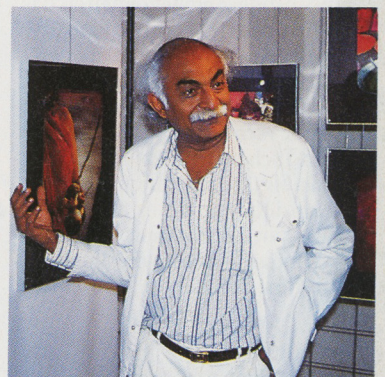


einer Stadt wie Zürich machen. Dieses Elend erscheint mir von einer Ausweglosigkeit, wie ich sie in keinem Land der Dritten Welt je getroffen habe.

Warum, glauben Sie, bevorzugen die Medien Elendsbilder von der Dritten Welt?

Die heutige Generation hat nie Mangel erfahren und das Europa ihrer Eltern nie gekannt, die für ein Stück Brot leiden mussten. Die Armut während des Krieges ging in Europa schnell vergessen. In den Läden kann man heute problemlos alles kaufen, was man will. Wenn diese Leute also in Bombay, Jakarta, Kuala Lumpur oder Lagos aus dem Flugzeug steigen, sehen sie nur selten in die Tiefe. Sie vergleichen mit dem Lebensstandard im Westen und stellen fest, wie arm die Menschen dort sind und wieviele Dinge sie nicht haben. Kaum jemand nimmt sich die Zeit, sich zu diesen Menschen zu setzen und mit

ihnen zu reden. Sonst würde er vielleicht merken, dass man auch ohne Fernsehapparat glücklich sein kann. Nehmen wir Indien als Beispiel für die sogenannte Dritte Welt. Der Glaube an die Familie und den Zusammenhalt ist in Indien viel mächtiger als in der westlichen Welt, wo man alte Menschen ins Altersheim schickt, weil sie den Jungen zur Last fallen und sie stören. Die familiären Beziehungen ähneln in diesem Teil der Welt der Beziehung zu Objekten: man braucht sie nur, solange sie tadellos funktionieren.



Ich denke, in der westlichen Gesellschaft ist der Mensch viel egoistischer als in der Dritten Welt. Dort verstehen es die Menschen noch, miteinander zu teilen, etwas zu geben. Dabei kamen wir doch alle ohne etwas zur Welt, und genauso müssen wir diese Welt wieder verlassen. Wir können nichts mitnehmen. Warum wollen die Menschen etwas so Einfaches nicht begreifen?

Porträt-Photos: Werner Gädliiger

